

**HEYNE <**

## DAS BUCH

Ihre tiefe Leidenschaft für das Entschlüsseln alter Geheimnisse hat die junge Carter Wessex Archäologin werden lassen. Nun bietet sich ihr die Chance, Grabungen am Farrell Mountain durchzuführen, wo einst ein Trupp von Bereitschaftskämpfern dazu verdammt war, sein Leben zu verlieren – und damit auch das Gold, das die Männer im Unabhängigkeitskrieg bei sich trugen. Carter lässt nicht zu, dass der Eigner des Berges, Nick Farrell, sie aus der Fassung bringt – obwohl ihr seine erotische und doch gemeine Ausstrahlung wahrlich nicht verborgen bleibt. Ihre Arbeit an diesem Berg könnte den bedeutendsten Fund ihrer Karriere zutage fördern. Wenn sie es schafft, nicht der Leidenschaft nachzugeben, die unbestreitbar immer heftiger zwischen ihr und Nick brodelte ...

## DIE AUTORIN

Ihren ersten Roman schrieb Jessica Bird noch vor dem College. Und zehn Jahre später, als sie bereits als Rechtsanwältin in Boston arbeitete, hatte sie noch weitere Versuche in der Schublade. Ihr Mann und ihre Mutter drängten sie, ernst aus dem Hobby zu machen und sich einen Verlag zu suchen. Zum Glück, denn gleich ihr erster Roman wurde ein Erfolg. Inzwischen hat sie schon zweimal den begehrten RITA-Award gewonnen und zählt in den USA unter dem Pseudonym J. R. Ward zu einer der erfolgreichsten Bestseller-Autorinnen für die Mischung aus Mystery und Romance. Gemeinsam mit ihrem Mann und ihrem Hund lebt sie im Süden der USA.

## LIEFERBARE TITEL

*Herzensbrecher inklusive*

J. R. Ward  
schreibt als Jessica Bird

EIN MILLIONÄR  
ZUM FRÜHSTÜCK

ROMAN

Aus dem Amerikanischen  
von Irene Eisenhut

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien 2012  
unter dem Titel *Heart of Gold*  
bei Signet, Penguin Group, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 07/2015  
Copyright © 2003 by Jessica Bird  
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany  
Redaktion: Lisa Scheiber  
Umschlaggestaltung: bürosüd, München,  
unter Verwendung von GettyImages Bildnummer: 162918664  
Satz: Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN 978-3-453-53459-9

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

Für die Damen des BIDMC  
(Beth Israel Medical Center in Boston),  
mit höchstem Respekt.

Vielen Dank an Rechtsanwalt J. Mark Waxman  
für seine juristische Unterweisung  
und an Richard M. Strum,  
Direktor der Abteilung Übersetzung  
und Erziehung, Fort Ticonderoga,  
für all seine Hilfe und seinen Rat.



Liebe Leser(-innen),

**E**in *Millionär zum Frühstück* ist das zweite Buch, das von mir veröffentlicht wurde, und jetzt, wo ich darauf zurückblicke, erinnere ich mich, wie ich mich damals bewusst für ein Thema entschied, mit dem ich mich gut auskannte, ähnlich dem »Schuster, der bei seinen Leisten bleibt«.

Es war ein guter Entschluss. Beim Schreiben ist es wie bei allen anderen Dingen – man braucht nichts weiter als ein wenig Talent und Interesse, und schon kann es losgehen. Aber, oh je, der Weg von da an bis zu dem Punkt, an dem man tatsächlich weiß, was zum Teufel man da macht, ist lang. Als ich mit dem Manuskript begann, war nur ein einziges meiner Bücher zuvor professionell lektoriert worden, und ich schrieb immer noch aus dem Bauch heraus (inzwischen arbeite ich stets mit Gliederungen – aus gutem Grund!). So fühlte ich mich logischerweise ziemlich hilflos und beschloss, mir mein eigenes Sicherheitsnetz zu schaffen, indem ich den Ratschlag, den ich von so vielen anderen gehört hatte, befolgte ... Ich wählte einen Handlungsrahmen, den ich kannte: einen schillernden Geschäftsmann als hartherzigen Helden und eine Heldin, die die Vergangenheit und die Adirondack Mountains liebt.

Der Held, Nick Farrell, ist ein Alphetier durch und durch, wengleich er, anders als die Vampire der Black-Dagger-Bruderschaft, kein Leder trägt und auch keine Waffen und Messer mit sich führt. (Genauso wenig besitzt er ein Tattoo.)

Er ist eine Art Krieger der Finanzwelt, und glauben Sie mir, diese können genauso brutal sein wie MMA-Kämpfer, wenn sie die Vorstandsetage betreten. Abgesehen davon können Nadelstreifenanzüge ungemein sexy sein, wenn das richtige Paar Schultern sie ausfüllt! Jetzt, da ich wieder auf dieses Buch zurückblicke, erkenne ich, dass meine Fixierung auf einen übertrieben dominanten Mann mit Nick begann. Sein Lebensmodell unterscheidet sich völlig von dem der Mitglieder der Black-Dagger-Bruderschaft, aber er ist, genau wie sie, ein wahres Kraftzentrum, das sich jedoch niemandem gegenüber öffnet – bis ihm die richtige Frau begegnet.

Womit wir bei der Heldin meiner Geschichte sind: Carter Wessex. Eine Archäologin, die unmittelbar auf den Indiana Jones in mir zurückzuführen ist. Als Heranwachsende schaute ich mir immer und immer wieder *Jäger des verlorenen Schatzes* an und wünschte mir, im Dschungel oder in der Wüste zu sein, mit einer Peitsche an der Hüfte und einem Tropenhelm auf dem Kopf. Als Carter auftauchte (das tun alle meine Figuren – sie drängen sich einfach in meine Gedankenwelt, nehmen einen Platz ein und bleiben dort, bis ich über sie schreibe), war ich völlig begeistert von ihr, da ich die Idee toll fand, sie loszuschicken und nach einem verborgenen Schatz suchen zu lassen!

Doch dann begann ich über das Arbeitsfeld von Archäologen zu recherchieren, und stellte fest, dass meine romantische Vorstellung von diesem Beruf und der wissenschaftlichen Arbeit, die damit verbunden ist, nichts mit der Realität zu tun hatte – beides stellte sich in der Tat als weitaus methodischer und disziplinierter heraus, und, nun ja, weniger dramatisch, als ich es mir vorgestellt hatte. Die Recherche barg jedoch auch eine gute Neuigkeit, nämlich dass Archäologen tatsächlich nach allen möglichen Schätzen jagen und



die Vergangenheit ausgraben – und dabei auch immer mal wieder auf Gold stoßen. Nachdem ich erst einmal eine klarere Vorstellung davon hatte, was Carter tat, war sie nicht mehr nur ein Abziehbild einer Archäologin, sondern wurde glaubhafter – und passender als Partnerin von Nick, da bei den ihre Arbeit und deren Erfolg so wichtig war.

Das bringt uns zum Ort der Handlung: den wunderschönen Adirondack Mountains im Norden des Staats New York. Auch hier galt das bereits erwähnte Motto »Schuster, bleib bei deinen Leisten«. Die Adirondacks sind ein Teil von mir, sodass ich sie als meine Heimat betrachte, egal, wo ich auch lebe. Ich verbrachte als Kind jeden Sommer in diesen Bergen, und ich fahre seit Kurzem wieder regelmäßig dorthin. Damals jedoch, als ich *Ein Millionär zum Frühstück* verfasste, arbeitete ich rund um die Uhr und konnte meinen Sommer nicht dort verbringen. Was war also die Alternative? Als ich die Geschichte von Nick und Carter zu Papier brachte, war das, als würde ich immer wieder kurz in Urlaub fahren. Die Bilder und Schauplätze des Sees und der Berge versetzten mich dorthin, wo ich sein wollte. Abgesehen davon ist es im Sommer ein wunderschöner Ort, um sich zu verlieben! Ich weiß, für einige ist ein weißer Sandstrand der Inbegriff eines romantischen Orts, aber ich ziehe jederzeit den Duft eines Kiefernzweigs dem einer Palme vor.

Ein Wort zum Handlungsgerüst der Geschichte. Ich versuchte am Anfang meiner schriftstellerischen Karriere, immer noch mir Bücher »auszudenken«. Ich kannte den üblichen Aufbau von Liebesromanen und war entschlossen, ihn beizubehalten – ich wollte etwas schreiben, das den vorhersehbaren Mustern entsprach, und verlieh der Geschichte innerhalb dieser Grenzen meine persönliche Note, da ich dachte, dass ich, wenn ich auf Nummer sicher ginge, auch

weiterhin Bücher schreiben könnte. Das soll nicht heißen, dass ich nicht stolz auf dieses Buch bin, oder denke, es würde ihm an etwas fehlen – ich liebe meine beiden Figuren, Carter und Nick, und bin mit ihrer Geschichte sehr zufrieden. Doch nach ungefähr drei Vierteln des ersten Entwurfs begann die Nebenhandlung um Nicks Neffen sich zu verselbstständigen. Ich schrieb eine großartige Szene mit diesem Jungen und einem jungen Mädchen, in der die beiden vor ihren Eltern in den Wald weglaufen – sie erhöhte die Spannung, verlieh dem Drama noch mehr Intensität und änderte wirklich die Atmosphäre des Buchs – doch ich musste sie herausnehmen.

Rückblickend betrachtet war dieses Abweichen vom Thema mein erster Versuch, so zu schreiben, wie ich es häufig bei meiner Buchreihe der Bruderschaft und Gefallenen Engel tue. Den Menschen andere Erzählperspektiven zu eröffnen und ihnen unterschiedliche Erfahrungen nahebringen, finde ich, trägt zu einer Geschichte bei, da es dem wahren Leben mehr entspricht. Keiner von uns lebt in einem Vakuum – wir sind alle umgeben von Menschen, die unsere eigenen Dramen und unser Glück ähnlich oder genau umgekehrt erleben – und ich glaube, dass wir Dinge auch im Gegensatz oder im Vergleich zu dem, was andere durchleben, beurteilen. Ich glaube, gut entworfene Nebenhandlungen verleihen Büchern und Geschichten eine Struktur, die sie realistischer und tiefgründiger erscheinen lässt.

Vielschichtigkeit birgt jedoch auch die Gefahr, die Hauptgeschichte zwischen den vielen Handlungssträngen zu verlieren oder sie darunter zu begraben, sodass der Leser nicht weiß, worauf er sich konzentrieren soll, oder – was genauso schlimm ist –, dass die Geschichte unter ihrem eigenen Gewicht zusammenbricht. Es braucht schon ein wirklich

genaues, kritisches Auge, um zu erkennen, was einer Geschichte dient und was sie hemmt (und glauben Sie mir, ich weiß, wovon ich spreche, denn ich habe auf diesem Gebiet einige Fehler gemacht). Damals hatte ich noch keine Ahnung, was ich tat. Ich spürte, dass die Ausreißerszene großartig war, doch sie passte aufgrund des Aufbaus der restlichen Handlung letztendlich nicht hinein. Mit den Jahren jedoch begann ich, und blieb dann auch dabei, sowohl aus verschiedenen Erzählperspektiven zu erzählen als auch verschiedene Handlungsstränge zu verfolgen – und sie, größtenteils, entsprechend ins Gleichgewicht zu bringen. (Wissen Sie, eigentlich macht es wirklich Spaß, auf meine ersten Bücher zurückzublicken und mir die unterschiedlichen Richtungen anzusehen, die ich einschlug – auch wenn ich zugegebenermaßen keine Ahnung hatte, wohin die Reise ging.)

Ich hoffe wirklich, dass Sie genauso viel Gefallen an Nick und Carter finden werden wie ich es damals tat und es auch heute noch tue. Sie sind ein tolles Paar und verdienen ihr märchenhaftes Bis-ans-Ende-ihrer-Tage-Glück – abgesehen davon endet dieses Buch mit einer der schönsten Schlusszenen, die ich *je* geschrieben habe. Achten Sie auf den neunachsigen Sattelzug, mehr sage ich nicht!

Viel Spaß beim Lesen!

J. R. Ward



Ich bin keine Goldgräberin.«

Carter Wessex klemmte das Telefon zwischen Schulter und Ohr, während sie den Inhalt ihrer Reisetasche auf den Boden ihrer Waschküche leerte. Die Kleider, die herausfielen, waren voller Dreck, Moos und Dingen, die aussahen, als würden sie krabbeln.

»Das habe ich auch nie behauptet«, erklang die besänftigende Stimme ihrer ältesten Freundin. Carter kannte den Tonfall. Es war genau derselbe, der sie damals als Teenager in Schwierigkeiten gebracht hatte.

»Tja, und eine Masochistin bin ich auch nicht«, entgegnete ihr Carter und versuchte, der Verlockung zu widerstehen, die diese Möglichkeit für sie barg. »Der Typ, dem Farrell Mountain gehört, ist eine wirklich harte Nuss. Er hat mehr Kollegen von diesem Haufen Dreck heruntergeworfen als der erste Pitcher Bälle in einem Baseballspiel.«

Am anderen Ende der Leitung erklang ein Lachen. »C. C., ich hasse Sportvergleiche, und der hier hinkt auch noch fürchterlich.«

In der Hoffnung, ihr Plan eines freien Sommers würde nicht durch einen Vorschlag zunichtegemacht werden, den sie nicht ablehnen konnte, beschloss Carter, sich auf keinen Fall breitschlagen zu lassen. »Nun, nach dem, was ich gehört habe, erlangt Menschenhass durch Nick Farrell eine neue Dimension, und er hegt besonders Archäologen gegenüber

eine Abneigung. Weißt du, wer er ist? Der Finanzhai, dessen Name überall in den Zeitungen stand, weil er irgendeinen Kerl bei einem Geschäft hintergangen hat.«

»Ich kenne seine Geschichte und seinen Ruf.«

»Und warum willst du mir das dann antun?«, fragte Carter seufzend.

»Weil es an der Zeit ist, dass jemand das Geheimnis lüftet. Dieses Rätsel ist seit 1775 nicht gelöst worden.«

»Es ist ein Märchen, Woody.«

»Woody« war im Allgemeinen eher bekannt als Grace Woodward-Hall. Die beiden hatten sich auf einer malerischen Privatschule in Neuengland kennengelernt, die sie vier Jahre gemeinsam besucht hatten, und auf der sie sich besonders darin geübt hatten, Hockeyspiele zu gewinnen und Kartons mit Weinschorle in ihr Wohnheim zu schmuggeln, weshalb beide sehr beliebt gewesen waren.

Später dann, als Erwachsene, hatte sich ihre persönliche Beziehung auch auf eine berufliche erweitert. Carters Fachgebiet in ihrem Beruf als Historikerin und Archäologin war die Kolonialzeit. Die Familie von Grace leitete eine Stiftung, die Hall Foundation, einer der größten Geldgeber des Landes für Projekte zur Entdeckung und Erhaltung amerikanischer Geschichte. Carter hat bereits einige Male Zuschüsse für ihre Ausgrabungen von der Hall Foundation erhalten.

»Du hast das Tagebuch von diesem Briten doch gelesen, oder?« Grace sprach die Worte in perfektem Upper-East-Side-Akzent aus, doch Carter kannte ihr wahres Ich. Trotz ihres sittsamen und damenhaften Äußeren hatte sie einen derben Sinn für Humor und eine Vorliebe für Ärger, was ihre Freundschaft nur noch mehr gefestigt hatte.

»Das Tagebuch von Farnsworth? Natürlich habe ich das gelesen. Alle Kolonialhistoriker haben ein Exemplar davon.

Es reiht sich ein in ihre eigenartige Vorliebe für Musketenkugeln und Minutemen – die Freiwilligen einer Kolonialarmee.«

Carter blickte nach unten und sah eine Spinne unter einer ihrer Khakihosen hervorkrabbeln. Sie wollte sie zwar nicht umbringen, aber genauso wenig wollte sie einen neuen Mitbewohner. Sie griff nach einer Kaffeedose voller Nägel, die über der Waschmaschine stand, leerte sie auf der Ablagefläche des Trockners aus und stülpte sie über das Tier.

»Na, dann wirst du dich ja wohl fragen, was passiert ist«, erwiderte Grace.

»Ich weiß, was passiert ist. Ein amerikanischer Held wurde niedergemetzelt, ein Vermögen an Gold verschwand, und dem indianischen Führer schob man die Schuld zu. Das war's.«

»Ich kann nur schwer glauben«, sagte Grace trocken, »dass die ganzen Löcher in dieser Geschichte dir nicht komisch vorkommen. Irgendjemand muss auf den Farrell Mountain hinauf und herausfinden, was dem Winship-Trupp zugestoßen ist.«

»Nun, das muss ja nicht unbedingt ich sein«, meinte Carter und begann die Blusen und Socken vorsichtig in die Waschmaschine zu stopfen, damit die Dose nicht umkippte. »Am besten wäre es, einen Forscher für paranormale Phänomene loszuschicken, um diesen ganzen unsinnigen Spukgeschichten ein Ende zu bereiten. Der Geist von Red Hawk als Wächter des Golds? Dass ich nicht lache!«

»Jetzt hör mal, abgesehen von den Gespenstern ist dies wirklich das perfekte Projekt für dich. Es ist eine erstklassige Geschichte, die dein Spezialgebiet betrifft und nur darauf wartet, enträtselt zu werden. Außerdem wärst du draußen in der Wildnis.«

»Ich komme gerade erst von einer Ausgrabung nach Hause«, stöhnte Carter. »Unter meinen Fingernägeln befinden sich zwölf Pfund Dreck, ich brauche dringend Schlaf, und ich weiß aus zuverlässiger Quelle, dass zu dieser Jahreszeit in den Adirondacks Kriebelmücken der Größe von Fledermäusen herumschwirren.«

Das wusste sie, weil diese ebenfalls munter und vergnügt in den Green Mountains von Vermont herumflogen. Sie schaute durch das Fliegengitter eines Fensters. Ein wunderschöner Junitag lachte ihr entgegen, doch ließ sie sich nicht zum Narren halten. Die kleinen Biester hatten sich heute Morgen in ihrem Garten auf sie gestürzt und sie zerstochen.

»Bist du nicht neugierig, was mit dem Gold passiert ist?«

»Genauso neugierig wie auf den Osterhasen. Beweis du mir zuerst, dass es einen aufrecht gehenden Hasen gibt, der einen Korb mit Hühnereiern trägt, und dann werde ich vielleicht glauben, dass es da oben in diesen Bergen einen Schatz gibt.«

»Jetzt komm schon, dieses Gold kann sich nicht in Luft aufgelöst haben. Und was ist mit den sterblichen Überresten der Männer, die umgebracht wurden?«

Carter lehnte sich mit der Hüfte gegen die Waschmaschine. »Die Amerikaner hätten mit einem irren britischen Gefangenen am Hals nie ein solches Vermögen dabei haben dürfen. Es war abzusehen, dass sie aus dem Hinterhalt angegriffen werden würden. Das einzig Überraschende daran ist, dass Red Hawk derjenige war, der sich gegen sie wandte. Wenn nicht einer der Angreifer das Gold an sich genommen hat, dann wird es wahrscheinlich jemand anders gefunden und klugerweise seinen Mund gehalten haben. Was die Leichen angeht, die können überall sein. Weißt du, wie groß der



Adirondack Park ist? Sie zu finden wäre wie ein Sechser im Lotto.«

Sie schielte über ihre Schulter hinweg in die Waschmaschine hinein, in der ihre Klamotten lagen, die, sobald sie in Berührung mit Wasser kämen, eine Art Schlammbad verursachen würden, doch es war noch etwas Platz in der Trommel, und so beugte sie sich nach unten, um noch eine weitere Khakihose hineinzustopfen.

»Habe ich eigentlich schon erwähnt, dass wir im Besitz von Knochen sind?«, fragte Grace gedehnt. »Von einem Ort, der dem entspricht, den Farnsworth in seinem Tagebuch beschrieben hat.«

Carter richtete sich augenblicklich auf. »Knochen? Was für Knochen? Wo sind sie gefunden worden?«

Die Genugtuung in Graces Stimme war nicht zu überhören, als sie antwortete. »Conrad Lyst hat sie oben auf dem Farrell Mountain gefunden.«

Carter biss sich bei der Erwähnung dieses Namens augenblicklich auf die Zähne. »Diese Ratte. Dieser widerliche ...«

Sie erlaubte sich, den Herrn mit ein paar vulgären, aber anschaulichen Adjektiven zu beschreiben, gefolgt von einem Substantiv allererster Sahne.

»Bist du jetzt fertig?«, fragte ihre Freundin sie amüsiert.

»Noch lange nicht. Es ist mir ein Rätsel, wie dieser Mann überhaupt seinen Hintern in der eigenen Hose finden kann. Und sollte es ihm tatsächlich doch wie durch ein Wunder gelingen, dann nur, um ihn an denjenigen mit dem höchsten Gebot zu verkaufen.«

»Von den beruflichen Rivalitäten mal abgesehen –«

»Was dieser Bulldozer anrichtet, hat nichts mit dem Beruf eines Archäologen zu tun. Er ist ein Plünderer und ein Dieb.«

»Das kann ich nicht abstreiten, aber er hat einen Oberschenkelknochen und den Teil eines Arms gefunden. Wir haben beides hier in Boston untersucht, und es stammt aus dem fraglichen Zeitraum.«

»Das bedeutet nicht, dass sie von –«

»Sie wurden zusammen mit einem Kruzifix gefunden.«

Mit einem Mal war Carter die Wäsche völlig egal. »Steht etwas darauf?«

»Winship, 1773. Wir haben es zwar noch nicht vollständig analysiert, aber es sieht echt aus.«

Reverend Jonathan Winship hatte die Verantwortung für die Männer getragen, die den General damals begleiteten. Er war einer der Männer, die oben in den Bergen umgebracht worden waren.

Carters Herz begann zu pochen.

»Und, reden wir jetzt noch mal über eine Ostereiersuche?«, fragte Grace ganz ruhig.

Eine halbe Stunde später hatten sie die Frage der finanziellen Unterstützung geklärt. Die Wäsche blieb zwar ungewaschen in der Waschmaschine zurück, doch die Spinne war wieder vorsichtig zurück in die Natur entlassen worden. Nachdem Carter während des Telefongesprächs die meiste Zeit um das Haus herumgelaufen war, saß sie am Schluss in ihrer Küche am Frühstückstisch in der Sonne.

»Ich verstehe immer noch nicht, warum Lyst dir das Kruzifix gegeben hat«, sagte sie. »Das ist nicht seine Art. Je mehr Leute über einen Fund Bescheid wissen, umso schwieriger ist es für ihn, diesen auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen.«

»Er sagt, er will finanzielle Unterstützung von uns, die wir ihm natürlich nicht gewähren werden. Würde er tatsächlich

graben, nähme er nur alles mit, was wertvoll ist, und würde sich um den Rest nicht kümmern, sodass wir den auch nicht untersuchen könnten.«

Carter schnaubte höhnisch. »Diesem Mann muss die Schaufel weggenommen werden, und ich weiß auch schon, wo man sie ihm danach hinstecken sollte. Das wahre Rätsel ist, wie zum Teufel er es geschafft hat, die Erlaubnis zu bekommen, auf diesem Berg zu graben.«

»Er hatte keine. Er betrat ihn widerrechtlich, und, wie du weißt, ist Farrells Vorstellung einer freundlichen Begrüßung weit davon entfernt, jemandem Zucchinibrot und Limonade anzubieten. Lyst behauptet, irgendein wilder Waldarbeiter habe ihn mit einer Waffe verjagt und ihn dabei fast umgebracht.«

»Schade, dass der Kerl es nicht geschafft hat.«

»Nun, das weckte auf jeden Fall Lysts Interesse, was ein Grund sein könnte, weshalb er sich an die Stiftung wandte. Er denkt wahrscheinlich, eine finanzielle Unterstützung von der Hall Foundation würde ihm bei einem weiteren Versuch Glaubwürdigkeit verleihen.«

»Er will dorthin zurück?«

»Du kennst doch Lyst. Seine mangelnden Skrupel macht er durch seine Hartnäckigkeit mehr als wett. Deshalb musst du auch umgehend mit Farrell reden. Ich weiß, wo sein Sommerhaus am Lake Sagamore liegt, und das dürfte nicht mehr als eine Stunde von dir entfernt sein. Ich habe gehört, dass er zu dieser Jahreszeit normalerweise die Wochenenden dort verbringt. Fahr einfach diesen Samstag hin und bitte ihn um die Erlaubnis zu graben.«

»Wie kommst du darauf, dass er mir eine andere Antwort erteilt als Nein?«

»Weil du zuerst fragen wirst. Außerdem hast du schönere

Beine als Lyst. Abgesehen davon verkehren dein Vater und Farrell nicht auch in denselben Geschäftskreisen –«

»Hör sofort auf!« Carter saß mit einem Mal stocksteif da, und Wut stieg in ihr hoch, als wäre es ätzende Säure.

Grace bereute umgehend ihre Worte. »Tut mir leid, C. C. Ich wollte nicht ...«

Den alten Spitznamen aus dem Mund ihrer Freundin zu hören erinnerte Carter an ihre lange gemeinsame Geschichte. Sie holte tief Luft und versuchte den Zorn zu vertreiben, der sie jedes Mal erfasste, wenn William Wessex erwähnt wurde. Es dauerte einen Augenblick, bis sie antworten konnte.

»Wenn ich dorthin fahre, werde ich meinen *Vater* nicht als Druckmittel benutzen.« Sie sprach das Wort wie einen Fluch aus.

»Natürlich nicht. Ich hätte das Thema erst gar nicht ansprechen dürfen.«

Als das Telefongespräch beendet war, ging Carter hinaus auf die Veranda hinter ihrem Haus. Vor ihr lagen die Berge, die sich steil erhoben, und über deren immergrüne Rücken sich ein hellblauer Himmel erstreckte. Sie hatte das Land und die heruntergekommene Scheune wegen des herrlichen Ausblicks gekauft. Es hatte zwei Jahre gedauert, bis sie das verfallende Gebäude in bewohnbaren Raum umgewandelt hatte, doch jetzt, da es fertig war, wusste sie nicht, ob sie ihr Haus oder die Landschaft lieber mochte. Es war eine Schande, dass sie nicht häufiger da war, um beides zu genießen.

Sie legte den Kopf in den Nacken, um sich die Sonne in das Gesicht scheinen zu lassen. Um sie herum glitzerten die Blätter der Pappeln in der leichten Brise. Sie konnte das entfernte *Chika-brd-brd-brd* eines Rotschulterstärklings hören,

und wenn sie sich anstrengte sogar das Rauschen des Bachs am Ende ihres Grundstücks.

Sie atmete langsamer, um die ruhige Umgebung in sich aufzunehmen.

Wie lange würde es noch dauern, bis sie die Vergangenheit loslassen könnte und bei der Erwähnung des Namens ihres Vaters nicht mehr zusammenzuckte?

Mittlerweile waren zwei Jahre vergangen. Und es würden noch mehr werden.

Sie wandte sich von dem prächtigen Anblick der Natur ab und ging nach oben. Aus dem früheren Heuboden der Scheune war inzwischen ihr Büro und Schlafzimmer geworden. Der lange, rechteckige Raum war ihr Lieblingsplatz im Haus – eine offene Fläche, die sie mit Kiefernholz vertäfelt hatte und an deren beiden Enden sich Panoramafenster befanden.

Ihre Schreibtische, diverse Computer und die Arbeitsbibliothek füllten den Raum aus. Entlang der Wände verliefen Bücherregale, in denen wissenschaftliche Werke standen, von denen einige aus ihrer Feder stammten. Es war eine Ansammlung jener Materialien, die sie am häufigsten benutzte, und das, was sie nicht sofort griffbereit hatte, konnte sie sich bequem an der Universität von Vermont im nahe gelegenen Burlington besorgen. Sie war dort seit fast drei Jahren Lehrbeauftragte für Archäologie und hatte ein Büro auf dem Unigelände.

So sehr sie ihre Studenten auch mochte, bevorzugte sie doch das einsame wissenschaftliche Arbeiten zu Hause. Oft saß sie bis spätabends in ihrem Heiligtum, in Gedanken versunken, und vergaß die Zeit, während sie versuchte, aus den Hinweisen, die die Geschichte hinterlassen hatte, schlau zu werden.

Wenn sie in den Nächten, in denen sie durcharbeitete, ihre Augen nicht mehr aufhalten konnte, legte sie sich auf ein schmales Bett, das in einer Ecke stand, und ein nachträglich hinzugefügtes Zugeständnis an das Bedürfnis ihres Körpers zu ruhen war. Auch andere persönliche Gegenstände waren nicht mehr als Randerscheinungen. Versteckt in einer Nische befanden sich ein Kleiderschrank mit all ihren Khakihosen, eine Kommode mit T-Shirts und Pullovern und ein Bad mit einer Dusche und einem Waschbecken, aber ohne eine Badewanne. An den Fenstern hingen keine Vorhänge, genauso wenig lagen Teppiche auf dem Kiefernboden.

Für Carter spiegelte der Dachboden die Prioritäten in ihrem Leben wider. Zuerst die Arbeit. Und dann, weit hinten, auf dem zweiten Platz, ihr persönliches Leben.

Sie ging mit einem grimmigen Ausdruck im Gesicht an ihrem Schreibtisch vorbei zu der Kommode und zog eine Schublade heraus. Sie kramte zwischen den T-Shirts herum, bis sie das schwarze Lederkästchen gefunden hatte, das sie suchte.

Zur Hölle mit ihm, dachte sie, als sie es öffnete.

Auf einem Satinbett lag ein schwerer kolumbianischer Smaragd, der an einer Diamantkette hing. Es war ein albernes Geschenk, ein weiterer Versuch ihres Vaters, sich ihre Liebe zurückzukaufen. Das Kästchen war eine Woche zuvor, am Vorabend ihres achtundzwanzigsten Geburtstags, per Federal Express bei ihr angekommen.

Und jetzt saß sie – wieder einmal – da und versuchte, das Geschenk ihres Vaters loszuwerden.

Er schickte ihr stets Schmuck. An ihrem siebenundzwanzigsten Geburtstag waren es beängstigend große diamantenbesetzte Perlenohrringe gewesen, die sie hatte versteigern

und das Geld dem örtlichen Krankenhaus zukommen lassen. An ihrem sechsundzwanzigsten Geburtstag war es ein Ring mit einem Rubin der Größe einer Murmel gewesen, den sie an einen Juwelier verkauft hatte. Die Einnahmen hatten dazu beigetragen, einen Computerraum in der örtlichen Grundschule einzurichten.

Und jetzt dieser Smaragd.

Vielleicht brauchte die Stadt einen neuen Krankenwagen. Oder zwei.

Die Geschenke zu ihrem Geburtstag waren schrecklich, aber noch viel schlimmer waren die zu Weihnachten. Ihr Vater schickte ihr Uhren. Jedes Jahr. Immer teuer und aus Gold, das Zifferblatt manchmal mit Diamanten, manchmal mit anderen Edelsteinen verziert. Sie spendete das Geld, das sie einbrachten, stets dem örtlichen Frauenhaus.

Während Carter den Smaragd in die Hand nahm und sah, wie sich das Licht in den wunderbaren Facetten brach, fragte sie sich, zu welcher Gelegenheit ihr Vater dachte, dass sie diese Kette tragen würde. Als sie damals, vor zwei Jahren, endgültig sein Haus verlassen hatte, hatte sie auch dem Lebensstil, mit dem sie aufgewachsen war, den Rücken gekehrt, und das wusste er. An jenem Tag, dem Todestag ihrer Mutter, tauschte sie freiwillig ihr bis dahin geführtes Leben als Liebling der oberen Zehntausend gegen das einer Außenseiterin ein. Das selbst gewählte Exil bedeutete, dass Galafeste Teil ihrer Vergangenheit waren, so wie ihr Vater, und das ließ sie jeden Morgen dankbar aufwachen.

Carter fuhr mit einem Finger über die Diamantkette und sah, wie sie funkelte.

In ihrem jetzigen Leben brauchte sie eher ein kleines Zelt als eine luxuriöse Zimmerflucht, eine Dose Insektenspray statt Haarspray, einen Kompass statt eines Smaragds um

ihren Hals. Sie genoss ihr einfaches Leben. Sie war frei, um sich ihrer Leidenschaft, der Geschichte, widmen zu können, und ihre Arbeit wurde allgemein geschätzt. Sie mochte ihr Leben wirklich.

Meistens zumindest.

Gelegentlich, wenn es um sie herum ruhig wurde und sich ihre Gedanken verselbstständigten, fühlte sie sich allein. Sie hatte nur wenige Freunde und war ein Einzelkind. Ihre nächste Verwandte, A. J., eine Cousine, wohnte weit weg und hatte ihr eigenes geschäftiges Leben in der Welt des Pferdesports. Mittlerweile war sie sogar verheiratet.

Carter fragte sich, ob es in ihrer eigenen Zukunft irgendwann einmal einen Partner geben würde.

Die spontane Antwort war nein. Sie arbeitete jede freie Minute, sodass zum Ausgehen keine Zeit blieb. Obwohl, wenn sie ehrlich war, glaubte sie nicht, dass mehr Freizeit das Problem lösen würde. Sie kannte jeden an der Universität, und es gab niemanden, der eine Saite in ihr zum Klingen brachte. Abgesehen davon verfolgte das Gespenst ihrer Familientragödie sie überall hin. Durch den Verrat ihres Vaters, der sie nie losließ, wurde sie stets daran erinnert, dass man Männern nicht vertrauen konnte.

Kein wirklich fruchtbarer Boden, um Mr. Right zu finden.

Carter machte das Kästchen wieder zu und steckte es zurück in die Schublade. Sie wusste mit ihrer Zeit wirklich Besseres anzufangen, als sich mit Dingen zu beschäftigen, die sie nicht ändern konnte.

Auch wenn sie sich beruflich damit beschäftigte, die Vergangenheit zu erforschen, war Carter entschlossen, sich mit ihrer eigenen nicht näher zu befassen. Sie lebte im Hier und Jetzt und versuchte nicht über das nachzudenken, was sie



hinter sich gelassen hatte. Das gelang ihr auch gut, außer wenn die Geschenke vor der Haustür lagen. Zweimal im Jahr war sie gezwungen, sich mit den Schatten ihrer Vergangenheit auseinanderzusetzen. Sie hasste diese Unterbrechung und nahm ihrem Vater seine zähe Beharrlichkeit übel. Sie wünschte sich, er würde damit aufhören, so zu tun, als bestünde zwischen ihnen mehr als eine biologische Verwandtschaft, und sie war stets versucht ihm zu sagen, er solle ihr keine Geschenke mehr schicken.

Das Problem war nur, dass sie den Gedanken nicht ertragen konnte, mit ihm sprechen zu müssen.

Carter blieb in der Mitte des Zimmers stehen, blickte über ihre Bücher, die Akten und Projektprotokolle. Sie erinnerte sich selbst daran, dass sie allein war. Sie war frei.

Und wie hoch der Preis auch war, um nicht in einer Lüge leben zu müssen, war er es doch wert. Sie ging in Richtung ihres Schreibtischs, um Buddy Swift anzurufen, einen Kollegen, mit dem sie häufig auf Ausgrabungen zusammenarbeitete, und ihm von ihrem neuen Auftrag zu berichten. Noch ein Ausgrabungsengagement, würde er sagen. Sie hatten schon viele Projekte gemeinsam durchgeführt, und seine Frau, Jo-Jo, und seine Tochter, Ellie, begleiteten ihn dabei häufig. Die Swifts, die in Cambridge, Massachusetts, lebten, waren für Carter das, was einer Familie am nächsten kam, und da sie in der Nähe lebten, musste sie in den Ferien keine Fertiggerichte vor dem Fernseher essen.

Doch sie schaffte es nicht bis zum Telefon, da ihr Blick auf dem Weg dorthin auf den Badezimmer Spiegel fiel. Die Frau, die ihr da entgegensah, hatte langes, glänzendes schwarzes Haar, eisblaue Augen und eine helle Haut, leicht verbrannt von der Sonne.

Carter betrachtete sich. Seit dem fürchterlichen Tag, an

dem ihre Mutter gestorben war, blickte ihr jedes Mal, wenn sie in den Spiegel sah, ihr Vater entgegen. Verflucht, sie hatten den gleichen Teint, den gleichen Knochenbau und die gleichen Zähne.

Im Alltag konnte Carter vergessen, wie der Egoismus und die Untreue dieses Mannes die Familie zerstört hatte. Sie konnte so tun, als wäre sie eine Waise und hätte mit den Ereignissen, die sie nachts immer noch schweißgebadet aufwachen ließen, nichts zu tun. Zumeist konnte sie die Vergangenheit hinter sich lassen, nur wenn der gefürchtete FedEx-Postbote zweimal im Jahr vorbeikam, dann nicht.

Spiegel blieben jedoch ein Problem, selbst in ihrem eigenen Haus. Sie hatte keinen unter ihrem Dach gewollt, doch waren sie bereits von der Baufirma in den Badezimmern angebracht worden, noch bevor sie ihren Wunsch hatte äußern können.

Als sie sich abwandte, fragte sie sich, wie viel es wohl kosten würde, sie von der Wand zu reißen.

Nick Farrell nahm den Satz, den er gerade durchgesehen hatte, langsam herunter. Er war mehr als frustriert. Völlig genervt war wohl die passendere Bezeichnung. »Cort, das haben wir alles schon einmal besprochen.«

Doch Cortland Farrell Greene, sein sechzehnjähriger Neffe und Adoptivsohn, war entschlossen zu kämpfen. Der Junge beugte sich vor, legte die Hände auf Nicks Schreibtisch und strahlte hitzige Wut aus. Die Tatsache, dass er seine Haare so frisiert hatte, dass sie wie Stachel abstanden, schien passend. »*Wir* haben noch gar nichts besprochen. *Du* magst vielleicht etwas entschieden haben, aber da war kein *Wir* daran beteiligt.«

Nick holte tief Luft. Wenn das nicht helfen würde, würde

er es noch einmal tun. »Ich werde dir nicht erlauben, dass du sechs Wochen mit den Canton-Brüdern kreuz und quer durchs Land fährst. Sie sind am College –«

»Was bedeutet, dass sie verantwortungsbewusst sind.«

»So viel Jägermeister zu trinken, dass man bewusstlos auf den Skulpturen im Garten seines Vaters zusammenbricht, spricht nicht dafür.«

Cort stellte sich Nicks durchdringendem Blick. »Das ist nur einmal vorgekommen! Und bedeutet auch nicht, dass sie schlechte Jungs sind.«

»Ach ja? Und was war, als sie beschlossen ein Auto zu stehlen, um ihre kriminelle Seite auszuleben?«

Sein Neffe schaute weg.

»Sich wie ein Dieb zu verhalten ist keine Tugend«, erklärte Nick trocken, »sondern eine Straftat.«

Cort richtete sich auf und verschränkte die Arme vor der Brust. Er sah aus, als würde er nach einer anderen Taktik suchen.

Nick wartete und war nicht überrascht, als der Blick seines Neffen wieder zu ihm zurückschnellte.

»Du denkst, du kannst irgendwelche Regeln aufstellen, nur weil meine Mutter ...« Doch der Junge konnte den Satz nicht vollenden. Er verstummte und ließ die Vergangenheit zwischen ihnen im Raum stehen.

»Weil deine Mutter mir die Verantwortung für dich und dein Wohlergehen übertragen hat?«

»Weil ich dir vermacht wurde wie ein Stück Land. Sie hat uns beide hintergangen, wenn du mich fragst.«

Nick fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Sag doch so was nicht!«

»Warum nicht? Ist doch die Wahrheit. Du hast mich am Hals und ich dich.«

»Ich habe dich nicht am Hals. Du bist meine Familie, und das bedeutet, dass wir zusammengehören, egal, was passiert.«

»Ach ja, seit wann das denn?« Cort machte eine wegwerfende Handbewegung in Richtung Schreibtisch. »Diese Papiere hier sind doch deine Familie. Deine Firmen und Geschäfte, die magst du. Wir reden nur miteinander, wenn du meinst, mir sagen zu müssen, was ich zu tun oder zu lassen habe. Und Zeit verbringen wir auch nur dann miteinander, wenn du mich zu irgendeinem Arzt fährst. Warum haken wir diese ganze Happy-Family-Geschichte nicht einfach ab? Es ist ja nicht so, als würdest du meinen Treuhandfond brauchen. Das sind doch nur Peanuts für dich. Du kannst mich gerne wegschicken –«

»Ich drücke mich nicht vor meiner Verantwortung.«

»Vielleicht solltest du das ab und zu mal ausprobieren.«

Nick begann, sich die Schläfen zu massieren, da er das Gefühl hatte, dass die Haut auf seiner Stirn spannte.

Als er Cort vor fünf Jahren bei sich aufgenommen hatte, nachdem die Eltern des Jungen bei einem Flugzeugunglück umgekommen waren, war das Zusammenleben mit ihm anfangs gespenstisch gewesen. Er sah seiner Schwester, die Nick sehr geliebt hatte, unglaublich ähnlich. Er hatte die gleichen leuchtenden Augen wie Melina und besaß auch ihre scharfe Intelligenz. In das Gesicht des Jungen zu blicken war für Nick eine Übung in Folter und Bedauern gewesen, eine lebendige Erinnerung daran, dass er sich nie genügend Zeit genommen hatte, um seiner Schwester zu zeigen, wie viel sie ihm bedeutete. Er hatte sich geschworen, den gleichen Fehler nicht noch einmal mit ihrem Sohn zu machen, aber die Dinge liefen nicht so gut, wie er es sich erhofft hatte.

Am Anfang war die Trauer auf beiden Seiten sehr groß gewesen, und Nick hatte selbst nicht gewusst, wie er sie

bewältigen sollte, ganz zu schweigen davon, dem Jungen dabei zu helfen. Nachdem der Schmerz allmählich nachgelassen hatte, war der Alltagstrott wieder eingekehrt, und er hatte sich um seine zahlreichen Firmen und Investitionen kümmern müssen, was für die Beziehung der beiden nicht von Vorteil gewesen war. Nick war durch seine weitgespannten Geschäftsinteressen häufig mit dem Flugzeug unterwegs oder saß in der Vorstandsetage seines Unternehmens. Der Versuch, den Anforderungen seiner Arbeit und den Bedürfnissen von Cort gleichermaßen nachzukommen, war eine Belastung, die er in der Form noch nie zuvor erlebt hatte.

Abgesehen davon befand er sich in puncto Erziehung in einem Blindflug. Seine Eltern waren schon seit Jahren tot, und die Menschen, mit denen er zu tun hatte, kannten sich mit Aktienindices wie dem S&P 500 und dem Dow aus, aber nicht mit einem Zehnjährigen, der sich die Augen ausweinte, weil er seine Mutter und seinen Vater verloren hatte.

Nick hatte versucht, die gegenseitige Entfremdung zu bekämpfen, indem er Erziehungsratgeber gelesen und Psychiater angerufen hatte. Er war sogar selbst zu einem Therapeuten gegangen. Verzweifelt hatte er nach einem Index oder einem Diagramm gesucht, das ihm erklärte, wie eine Eltern-Kind-Beziehung funktionierte, doch hatte er nichts dergleichen gefunden. Er war auf kein Diagramm gestoßen, das Auskunft gab, wann man streng zu sein hatte und wann nicht. Wann man loslassen sollte, damit das Kind selbst lernte, und wann es eine schützende Hand brauchte.

Die Krankheit des Jungen stellte ein weiteres Problem dar. Corts Jugend-Diabetes, aufgrund dessen seine Aktivitäten eingeschränkt waren, war häufig der Grund für ihre Meinungsverschiedenheiten. In letzter Zeit schienen sie unentwegt zu streiten, doch Nick war entschlossen, nicht

aufzugeben und seinem Neffen weiter die Hand zu reichen. Abgesehen davon, dass er die Verantwortung, die seine Schwester ihm übertragen hatte, ernst nahm, betrachtete er Cort als seine einzige Chance, Vater zu sein. Nick bezweifelte, jemals zu heiraten. Frauen hatten die Angewohnheit, ihr Hauptaugenmerk auf seine dicke Brieftasche zu legen, wenn sie ihn ansahen, und er war nicht gewillt, den Traum irgendeiner Dame der Gesellschaft wahr werden zu lassen.

Er konzentrierte sich auf seinen Neffen. Er wusste zwar nicht, was er mit ihm machen sollte, aber er konnte sich ein Leben ohne ihn nicht vorstellen. »Es tut mir leid, aber ich kann dich nicht gehen lassen.«

Corts Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. »Dann möchte ich den Sommer in den Appalachen verbringen und wandern gehen.«

Nick schluckte einen Fluch herunter und gab sich alle Mühe, seinem Ärger nicht freien Lauf zu lassen. »Du weißt, auch das kann ich dir nicht erlauben.«

»Warum?« Corts Stimme wurde lauter.

»Du weißt, warum.«

»Ich bin nicht krank.«

»Es wäre zu anstrengend für dich.«

Der Junge begann vor Wut zu zittern. »Wie soll ich das wissen, wenn ich es nicht ausprobiere? Wie soll ich wissen, was ich kann und was nicht, wenn du mich immer einsperrest? Scheiße, ich werde völlig irre, wenn ich hier die nächsten drei Monate festsitze!«

Nick beschloss, den Fluch durchgehen zu lassen. Er musste sich auf das Wesentliche konzentrieren. »Du wirst schon nicht verrückt werden, und außerdem weißt du, dass du Risiken dieser Art nicht eingehen kannst.«

»Du erlaubst mir nie etwas! Du reist um die ganze Welt –«

»Es gibt in dieser Angelegenheit nichts zu verhandeln«, schnitt Nick ihm grimmig das Wort ab.

»Aber der Arzt hat gesagt –«

»Nein.«

Cort starrte ihn wütend an und fuhr sich durch das Haar, worunter die Stacheln seiner Igelfrisur litten. Als Nick nur zurückstarrte, gab der Junge schließlich nach, sein Groll war jedoch weiterhin zu spüren.

»Na gut, wie du willst«, murmelte er. »Dann bleib ich halt hier alleine und gammle vor mich hin, während alle anderen sich amüsieren.«

»Du wirst nicht alleine sein.«

»Ach ja?« In Corts Stimme schwang eine gehörige Portion Misstrauen mit.

»Ich habe beschlossen, den Sommer über nicht in der Stadt zu arbeiten, sondern alles von hier aus zu erledigen.«

Nick lächelte ironisch, als er den unbezahlbaren Gesichtsausdruck des Jungen sah. Es war, als hätte ihm jemand eine Bratpfanne auf den Fuß fallen lassen. »Aber das geht nicht. Du hast doch deine Geschäfte und –«

»Schon mal was von Videokonferenzen und E-Mails gehört? Erstaunlich, wie die Technik einem das Leben erleichtert.«

»Wie ätzend!«

»Das heißt also, du findest dein Leben immer unerträglich – sowohl wenn du hier alleine bist als auch wenn ich dir Gesellschaft leiste?«

»Da bin ich lieber alleine als mit dir zusammen!«

Cort schoss aus dem Zimmer hinaus und schlug die Tür so fest zu, dass die Mahagonivertäfelung an den Wänden wackelte.

Nick schüttelte den Kopf und kam sich uralte vor. Himmel

noch mal, er hatte einige der rücksichtslosesten Männer an der Wall Street ausgetrickst, hatte sich finanzielle Transaktionen ausgedacht, die die Vorgehensweise bei Fusionen und Übernahmen revolutioniert hatten, und war Berater für mehrere Präsidenten gewesen.

Aber zehn Minuten zusammen mit Cort in einem geschlossenen Raum, und er wusste nicht mehr ein noch aus.

Er erhob sich von seinem Ledersessel und ging hinüber zu der Fensterreihe, durch die man hinaus auf den See sah. Er konnte spüren, dass eine Migräne im Anmarsch war, sein Rücken war ganz steif von dem Rückflug aus Japan die Nacht zuvor, und ihn quälte das Gefühl, irgendetwas Wichtiges vergessen zu haben. Um die sechs Stunden Schmerz und Übelkeit, die ihm diese Kopfschmerzen einbringen würden, abzuwenden, nahm er ein paar Tabletten, ließ sie unter der Zunge zergehen und rieb sich währenddessen den Nacken.

Hinter ihm wurde sanft an der Tür geklopft.

»Komm rein«, rief er, ohne sich umzudrehen.

Nick wusste sofort, wer sein Arbeitszimmer betreten hatte. Er konnte ihr Parfum riechen, eine teure französische Kreation, die er hasste. Es war widerlich süß, setzte sich in seiner Nase fest und stachelte die Migräne weiter an.

Nick drehte sich um und sah, wie Candace Hanson, mit der er seit einem halben Jahr zusammen war, durch sein Arbeitszimmer schritt. Ein sanftes Lächeln zierte ihr hübsches Gesicht, und ihr schulterlanges blondes Haar war zu einer luftigen Ich-bin-am-See-Frisur hochgesteckt worden. Sie trug eine weiße kurze Leinenhose und ein Poloshirt, ein perfektes Outfit für ein Tennisspiel, das diese Kleidungsstücke jedoch nie erleben würden, und ihre brandneuen Sportschuhe hatten gerade den Schuhkarton verlassen.



Makellos wie immer, dachte er, und verspürte nichts, als er sie sah.

Ihre Beziehung war nichts weiter als eine reine Zweckgemeinschaft, in der keine große Intimität herrschte, außer beim Sex. Sie war genau das, was er wollte, und das Einzige, wozu er Zeit hatte. Bis vor Kurzem hatte Candace auch nach den Regeln gespielt. Sie hatte sich mit dem zufriedengegeben, was er ihr gab, ihm nach seinem Belieben zur Verfügung gestanden und sich gut in ihre Rolle als Gastgeberin auf seinen Partys eingefunden. Doch am Horizont zeichnete sich Ärger ab. Das Wort mit dem großen H am Anfang hatte sich in ihren Wortschatz geschlichen, und das bedeutete, dass ihre gemeinsamen Tage gezählt waren.

Candace setzte sich auf den Stuhl, der auf der anderen Seite des Schreibtischs stand, schlug die Beine züchtig übereinander und faltete die Hände auf den Knien.

Nick stöhnte. Wenn sie sich so hinsetzte, wusste er, dass es bei dem Gespräch um mehr ging als die Durchsicht des gesellschaftlichen Terminplans.

»Ich wollte dir nur versichern«, verkündete sie in ihrer steifen Art, »dass alles für morgen Abend vorbereitet ist.«

Sie setzte ein breites Lächeln auf, das ihren Augen jedoch kein weiteres Leben einhauchte. Auch wenn ihre Zähne strahlend weiß waren und ihre Mundwinkel beim Lächeln nach oben zeigten, wirkten ihre Gesichtszüge leer. Genau genommen war ihr Gesicht völlig ausdruckslos, was ihn anfangs fasziniert und weshalb er sich die Frage gestellt hatte, was wohl hinter dieser Maske läge. Als er sie dann aber besser kennenlernte, war ihm langsam der Verdacht gekommen, dass ihr äußeres Erscheinungsbild zu ihren besten Vorzügen zählte.

»Was ist mit morgen Abend?« Er verschränkte seine Arme vor der Brust.

»Da findet unsere Party statt, mein Schatz«, murmelte sie.  
»Für die Oper.«

Nick blinzelte. Die Migräne war noch schlimmer geworden und stieß so viele Löcher in sein Sichtfeld, dass Candace in einem Meer von schwarzen Flecken verschwand.

»Es werden fünfzig Gäste zum Abendessen erwartet«, erklärte sie sanft.

Das war es also, was ihm entfallen war.

Das Telefon auf seinem Schreibtisch klingelte.

Verärgert fragte er sich, ob es noch jemanden gab, der sich in das Gespräch einklinken wollte, und dachte, derjenige sollte es besser schnell tun, denn in zehn Minuten würde er außer Gefecht gesetzt sein.

»Entschuldige mich«, sagte er, wenngleich er wusste, dass sie warten würde.

Nick ging ans Telefon. Als er registrierte, wer am anderen Ende war, legte er den Hörer gegen die Schulter und drehte sich zu Candace um. »Wir sprechen nachher weiter.«

Sie stand auf und lächelte ruhig. »Das wäre schön, aber mach dir keine Sorgen! Ich habe alles im Griff.«

»Davon bin ich überzeugt.«

Die Tür wurde kaum hörbar geschlossen.

Sie ist ein Geist, dachte er. Jemand, der einfach nur durch das Leben schwebte und dabei nicht wirklich jemanden oder etwas berührte.

»Mr. Farrell?«, fragte die Stimme in der Leitung noch einmal.

»Am Apparat«, antwortete er abgehakt, während er versuchte, auf seine Uhr zu sehen. Er hielt sie in den Teil des Blickfelds, der noch funktionierte, und rechnete damit, dass der Schmerz ihn in ungefähr fünf Minuten mit voller Wucht treffen würde.

»Mr. Wessex für Sie.«

»Nick, wie geht es Ihnen?«, fragte der Mann.

»Gut«, erwiderte er und ließ sich auf seinen Stuhl fallen.

»Aber ich bin etwas beschäftigt.«

Er würde sich sehr bald übergeben müssen.

»Schon verstanden.« Wessex' Stimme besaß den geschliffenen Klang von Geld, Macht und einer blaublütigen Abstammung. »Ich rufe nur an, um zu hören, was unsere kleine Transaktion macht.«

»Unsere kleine Transaktion« war das Geschäft, mit dem Nick sich beschäftigt hatte, als das Gewitter mit Cort über ihn hereingebrochen war. Dabei ging es um eine Milliarde Dollar, *und* es handelte sich um einen gemeinsamen Angriff gegen einen Feind, den Nick mit aller Macht vernichten wollte.

»Wissen Sie was«, erklärte er, und sein Mund wurde trocken, während der Schmerz sich weiter voranarbeitete. »Wir haben morgen Abend Gäste. Warum kommen Sie nicht dazu? Sie können nach Albany fliegen und von dort aus eine Limousine nehmen. Auch wenn die Gästeschar nicht ganz klein ist, werden Sie und ich ein ruhiges Plätzchen finden, um die offenen Fragen zu klären.«

»Vielen Dank für die nette Einladung. Sagen Sie, wann werden Sie und die wunderschöne Candace denn den Bund fürs Leben schließen?«

»Können Sie morgen Abend kommen?«, fragte er und wich der Frage aus.

»Leider nein. Ich werde den Rest des Monats in Südamerika sein und muss hier in der Stadt noch einiges erledigen, bevor ich fliege. Meine Anwälte wissen natürlich immer, wo ich bin, doch ich vermute, wir werden unseren kleinen Hinterhalt erst dann legen, wenn ich wieder zurück bin.«

Nick begann der kalte Schweiß auszubrechen.

»Sie liegen mit Ihrer Vermutung völlig richtig«, murmelte er gepresst. »Gute Reise!«

Irgendwie schaffte er es noch, den Hörer aufzulegen und sich zusammen mit dem Papierkorb zu seiner Couch zu schleppen. Auf dem Rücken liegend, legte er einen Unterarm auf die Augen, um das Sonnenlicht abzuschirmen.

Warum hatten seine Vorfahren ihr Sommerhaus nicht in einer Höhle bauen können?

Der stechende Schmerz breitete sich wie ein Feuer in seinem Kopf aus, pochend wie der Schlag seines Herzens. Bilder tanzten vor seinen Augen, Halluzinationen, bedingt durch den Kopfschmerz und die Medikamente. Er versuchte gerade, aus der Collage schlau zu werden, als sein Arm hochgehoben und ihm ein Eisbeutel auf die Stirn gelegt wurde.

»Gertie«, stöhnte er. »Wie kommt es, dass du immer weißt, wann es mir schlecht geht?«

Die ältere Frau lachte leise, und er hörte, wie sie durch das Zimmer ging und sämtliche Vorhänge zuzog. »Ich weiß es eben.«

Als sie wieder zu ihm zurückkehrte, öffnete Nick die Augen zu einem schmalen Schlitz und sah das gutmütige, runzelige, wunderschöne Gesicht der Frau, die ihn großgezogen hatte. Gertie McNutt war schon zeit ihres Lebens bei den Farrells, so wie zuvor ihre Mutter und ihre Großmutter. Seitdem die Farrells das Land besaßen, hatte es auch immer McNutts gegeben, die es bearbeitet hatten.

Sie streckte ihre Hand aus und strich ihm über das Haar.

»Ich hasse das«, sagte er, und seine tiefe Stimme klang unnatürlich dünn in der Stille.

»Ich weiß, *Chou-chou*«, murmelte Gertie. »Aber es wird bald vorbei sein.«

»Ja, doch der Weg bis dahin wird schmerzhaft sein.«

Sie blieb noch eine Weile bei ihm, bevor sie ihn schließlich der Dunkelheit und der Qual überließ. Sie konnte nichts mehr für ihn tun. Diesen Sturm musste er allein über sich ergehen lassen.

Ein Glück, dass er so zäh war, dachte Nick, als eine weitere Welle des Schmerzes über ihn hereinbrach.

Ihm hob sich der Magen, und er drehte sich auf die Seite, um blindlings nach dem Papierkorb zu greifen. Das Letzte, was er tat, bevor er in Ohnmacht fiel, war, Gerties Mittagessen zu erbrechen.

Am nächsten Tag nahm Carter die Fähre über den Lake Champlain, hinüber in den Bundesstaat New York. Sie wollte sich vor ihrem Besuch bei Nick Farrell, der dazu dienen sollte, sie auf seinem Berg Löcher graben zu lassen, noch die Ausgrabung eines Kollegen auf dem Gelände von Fort Sagamore anschauen. Nachdem sie ein paar Stunden dort verbracht hatte, folgte sie den Anweisungen von Grace und fuhr mehrere Meilen in Richtung Süden, bis sie am Straßenrand zwei Steinsäulen erblickte. Sie bog mit ihrem Jeep ab und fuhr zwischen ihnen hindurch auf einen Kiesweg, der von Kastanien gesäumt zum Haus führte.

Als das Herrenhaus in all seiner Pracht erschien, verschlug es ihr den Atem. Das Anwesen lag auf einem Felsvorsprung, umrahmt vom See und der hoch aufragenden Spitze des Farrell Mountain. Sie war sich nicht sicher, was beeindruckender war – das Haus, das glitzernde Wasser oder die bedrohliche Gegenwart des Farrell Mountain.

Sie fuhr rechts heran und stieg aus, um sich umzusehen. Der Kiesweg, auf dem sie gekommen war, bildete vor dem Herrenhaus einen Kreis mit einer Abzweigung, die, so vermutete Carter, zum Liefereingang führte.

Farrells Ferienhaus war ein Prachtexemplar des Federal Style, ein weißer Palast mit schwarzen Fensterläden, der über eine elegante, streng gegliederte Fassade verfügte. Dem Mittelstück des Gebäudes schloss sich rechts und links jeweils

ein Flügel an, was nur bedeuten konnte, dass genügend Platz vorhanden war, um eine kleine Armee unter Farrells Dach übernachten zu lassen. Als sie beim Zählen der Fenster und Verandas durcheinandergeriet, kam ihr der Gedanke, dass das Geräusch des gegen das Ufer plätschernden Wassers und des flüsternden Sommerwinds von allen Zimmern aus zu hören sein musste.

Sie wandte sich dem See zu und lächelte beim Anblick einer sechseckigen Gartenlaube, die dazu einlud, sich mit einem Buch einen faulen Nachmittag zu machen. Die Laube war ebenfalls weiß gestrichen, besaß jedoch ein rotes Bitumendach und aufwendige Verzierungen entlang der Dachtraufe. Weiter unten am Ufer befand sich ein Bootshaus im gleichen Stil, und am Steg lag ein Segelboot, das auf den sanften Wellen hin- und herschaukelte. Links, vor einem Stück Wald, war ein Tennisplatz, und auf dem Rasen waren die kleinen Tore eines Krocketspiels aufgestellt worden und warteten nur darauf, dass die Kugeln durch sie hindurchrollten.

Ein Ferienlager der Reichen, dachte sie ironisch, nur dass zum Abendessen kellergelagerter Burgunderwein statt Wasser mit Sirup serviert wird, und alle Gäste ihr eigenes Bad haben.

Als sie sich wieder dem Haus zuwandte, bemerkte sie eine Wildblumenwiese, die dahinter lag, und auf der Wilde Möhre, Goldruten und hohe Gräser wuchsen. Am Ende der zwei Morgen großen Fläche schloss sich am Fuß des Bergs ein Wald aus Kiefern, Birken und Pappeln an.

Carter vermutete, dass das Feld nachts wahrscheinlich voller Glühwürmchen war. So wie bei ihr zu Hause.

Plötzlich wurde die friedfertige Stille des Orts durchbrochen. Ein Lieferwagen kam lärmend die Zufahrt hinaufgefahren, schleuderte Kies hoch und mähte sie fast um.

Kurz bevor sie aus dem Weg sprang, fiel ihr Blick auf den Namen eines Partyservices, der ihr aus den Tagen, als sie selbst noch zur feinen Gesellschaft New Yorks gehörte, ein Begriff war. Während sie wegen des aufgewirbelten Staubs husten musste, fragte sie sich, was der Wagen hier oben nur zu tun hatte, und entdeckte dann weitere Fahrzeuge, die dicht gedrängt vor dem Liefereingang standen. Im Gegensatz zum Rest des Anwesens, das Ruhe ausstrahlte, liefen die Leute dort hektisch und schwer beladen herum. Überrascht, das geschäftige Treiben nicht vorher bemerkt zu haben, kehrte sie wieder in die Gegenwart zurück.

Sie marschierte hinüber zum Haus und sprang die glänzenden schwarzen Treppenstufen hinauf, die zu einer Eingangstür mit einem Messingklopper der Größe eines Fußballs führte. Sie hob den Löwenkopf an und ließ ihn fallen. Das daraufhin ertönende Geräusch hörte sich an wie ein Donnerschlag, und sie zuckte zusammen.

Ein Lärm wie dieser konnte selbst Tote wecken, und sie fragte sich, ob Farrell vielleicht einen Butler hatte, der die Tür öffnete, so wie Lurch bei der Addams Family.

Während sie wartete, glitt ihr Blick hinüber zu zwei Hunden aus Keramik, die rechts und links vom Eingang standen. Ihre bernsteinfarbenen Augen starrten auf einen weit entfernten Punkt, sie wirkten der Zeit entrückt und waren in einem genauso tadellosen Zustand wie der Rest des Anwesens. Antik, vermutete sie. Einer der Vorfahren von Farrell hatte sie wohl einst erstanden.

Carter hörte, wie sich etwas von oben aus der Luft näherte, schaute hinauf und sah einen prachtvollen Rotschwanzhabicht durch den blauen Himmel hinabgleiten und auf einem der Äste über ihrem Kopf landen. Der Vogel zog mit einem Minimum an Aufwand die Flügel ein und schaute auf



sie hinab, als würde er darauf warten, dass sie in das Haus ging.

Eigenartig, dachte sie und verspürte einen Schauer.

Carter fragte sich gerade, ob sie noch einmal mit dem Löwenkopf klopfen sollte, als die Tür geöffnet wurde. Dahinter erschien jedoch nicht Lurch – was aber im Vergleich zu der Person, die ihr jetzt entgegenblickte, besser gewesen wäre.

Die blonde Frau, die Carter anstarrte, sah aus wie eine adlige Schönheitskönigin. Während sie in der Türschwelle stand, drückte sie jene Art eleganter Ungastlichkeit aus, die nur unter den Privilegierten vorzufinden war.

Carter kannte diese Sorte Mensch.

»Ich bin hier, um Mr. Farrell zu treffen.« Ihre Stimme war tief und gebieterisch, und die Frau schaute überrascht.

»Wie bitte?«

Es war interessant zu beobachten, wie der richtige Ton selbst höfliche Worte in eine Beleidigung verwandeln konnte. Carter dachte nach.

»Mr. Farrell«, wiederholte sie langsam. »Ich bin hier, um ihn zu treffen.«

Ein missbilligender Blick glitt an ihr hinab, beginnend bei ihrem Haar, das zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden war, über ihre nackten Arme bis hin zu der eng anliegenden kurzen Hose und den zerschlissenen Laufschuhen. Als die blauen Augen wieder nach oben wanderten, waren sie noch frostiger.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass er *Sie* erwartet.«

Es klang, als würde der Mann eher auf eine Wagenladung Dünger warten.

»Wenn Sie ihm einfach nur sagen könnten –«

»Schön, dass Sie endlich da sind«, erklang eine andere



J. R. Ward

## **Ein Millionär zum Frühstück**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-53459-9

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2015

Manchmal muss man den Mut haben, auf sein Herz zu hören

Die Archäologin Carter Wessex zieht es zum Farrell Mountain, wo sie ein jahrhundertealtes Rätsel lösen und kostbares verborgenes Gold finden will. Doch eine Sache steht ihr im Weg: Nick Farrell, ein berühmter Investor, der es gar nicht gerne sieht, wenn man sein Land betritt – und der einfach viel zu sexy ist. Schon die erste Begegnung ist explosiv, und Carter verwirft ihr Projekt ... doch Nick ist ihr auf den Fersen.



**Der Titel im Katalog**